

**Gregor MAURACH, Methoden der Latinistik. Ein Lehrbuch zum Selbstunterricht. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1998. XII + 194 Seiten.**

Nach den "Lateinischen Stilübungen" (Darmstadt 1997; vgl. die Rezension von R. Heine in dieser Zeitschrift Bd. 1, 1998, 1020-34) legt Maurach (M.) nun ein zweites "Lehrbuch zum Selbstunterricht" vor, in dem er zeigen will, "wie man's macht" (IX). Mit "'s" ist so etwas wie der 'richtige' Umgang mit (antiken) lateinischen Texten gemeint; der Leser soll lernen, "das, was ihm beim Lesen auffällt, abzusichern" (ebd.). Damit verfolgt M. ein anderes Ziel als die ebenfalls kürzlich erschienene "Einführung in das Studium der Latinistik" von P. Riemer, M. Weißenberger und B. Zimmermann (C.H. Beck, München 1998), die ausdrücklich den etwas in die Jahre gekommenen 'Jäger' (G. Jäger, Einführung in die Klassische Philologie. München 1975, <sup>3</sup>1990) ersetzen will; M. dagegen versichert: "ein solches Lehrwerk hat es noch nie vorher gegeben" (IX), und das kann man nur bestätigen.

Vorab eine Klarstellung: Es geht dem Rez. nicht darum, Einzelheiten zu bekritteln, Kommata und Akzente zu zählen oder Stellenangaben nachzuprüfen; es geht auch nicht um die Frage, ob diese oder jene Interpretation plausibel, diese oder jene Literaturangabe sinnvoll ist, sondern nur darum, ob das Buch als *methodische* Einführung in die Latinistik taugt: Viele Studierende werden es in gutem Glauben zum Selbstunterricht nutzen wollen, und die Lehrenden müssen wissen, ob sie es empfehlen können. Dabei steht außer Frage, daß das Werk durchaus gelehrt, oft auch sehr lehrreich ist und der Autor die besten Absichten hatte – doch das allein dürfte noch nicht ausreichen, ein solches Unternehmen zu rechtfertigen.

Nach einer Einleitung in Form einer "Vorlesung" (1-8) finden sich vier Hauptteile: "Vorübungen" (9-45), "Einzelne Grundkapitel" (47-96), "Interpretation – Gelingen und Verfehlen" (97-115) sowie "Übungen zum Kommentieren und Interpretieren" (117-134); den Abschluß bildet "Eine kleine 'Schule des Fragens'" (135-159). Nach dem Abschluß folgen noch die "Antworten" (161-190) auf 91 Fragen, die sich durch den bisherigen Text zogen, und ein knapper "Index der wichtigeren Begriffe" (191-194). Ein Verzeichnis der zitierten Originaltexte fehlt, das Literaturverzeichnis (XI-XII) ist recht dürftig (21 Titel, darunter mehr als die Hälfte Lexika, Metrikhandbücher und Grammatiken).

Die einleitende Vorlesung scheint die Nachschrift einer wirklich gehaltenen Vorlesung zu sein, ohne daß man darüber wie auch über die Adressaten Näheres erführe; jedenfalls ist der mündliche, ja umgangssprachliche Ton hier

wie übrigens in dem gesamten Buch beibehalten: "Das ist die Frage ja auch des Kunstkritikers zum Beispiel." (1). Es handelt sich bei den "Methoden der Latinistik" offenbar um eine akroamatische Schrift – eine Gattung, die heutzutage selten, aber natürlich nicht schon darum unzulässig ist: Der lebendige, mündliche Unterricht verschriftlicht und verewigt – das bietet ja auch eine Chance.

Es beginnt dann auch recht vielversprechend: M. legt seinem (offenbar studentischen) Publikum, von dem allerdings bereits detaillierte Metrikkenntnisse erwartet werden, eine "Inscription" vor:

*Quid tu discrucias te animi, mea lu<x>, revocasque  
revocasque speroravolo et  
tumulatus virum.*

Sprachliche und metrische Analyse führt nach und nach zu folgender Rekonstruktion:

*Quid tu discrucias te animi, mea lu<x>, revocasque?  
us<que> per ora volo et tumulatu' virum.*

Der Autor wird als selbstbewußter (Ennius-Reminiszenz) "Verehrer Catulls" beschrieben, "dessen metrische und prosodische Eigenarten er nachzuahmen scheint" (5), woran sich Fragen nach dem Grad der Sicherheit philologischer Erkenntnis anschließen. Dies mündet in das folgende "oberste Gebot aller Literaturerklärung" (6), das dem verdutzten Leser in Fettdruck sowie in einem grau unterlegten Kästchen eingeschärft wird: "Diene dem Text in uneigennütziger Liebe." (ebd.). Weiterhin warnt M., wiederum graphisch abgesetzt, der Philologe müsse "jegliche Modernität (z.B. heutige Soziologie) [sic!], jegliche Subjektivität ('Mich erinnert das an ...')" vermeiden. Spätestens hier wird klar, daß wir es nicht mit einer konsequent wissenschaftlichen Methodik zu tun haben, sondern – ja womit eigentlich? Mit einem Sammelsurium von teils sicher nützlichen, teils stark simplifizierenden, immer aber ziemlich penetrant belehrenden Anweisungen, die eben dem Anfänger zeigen sollen, "wie man's macht". Doch halt, unsere Inschrift war zwischenzeitlich in Vergessenheit geraten: Zum Schluß der Vorlesung rechnet M. den frustrierten Zuhörern vor, daß sie einer plumpen Fälschung aufgesessen sind: "Unser Stottervers ... ahmt also vor-vergilischen Usus zwar auch in der Formung der 5. Hebung nach (Monosyllabon), aber mit Wortende nach der 3., 4. und auch 5. Hebung zusammen ist er so scheußlich wie möglich." (7-8). Was sollte also das Ganze? Ist diese Vorlesung geeignet, die uneigennützigste Liebe zum Text zu wecken? "... und vielleicht geschieht es Ihnen, daß Sie das Schöne ergreift

in unvergeßlicher Weise?“ (8) – ist das Ironie? Ich fürchte nicht, vielmehr kommt einem sogleich das horazische *fiet Aristarchus* (AP 450) in den Sinn (nach M. freilich eine unzulässige Assoziation: vgl. S. 101).

Die “Vorübungen” bringen zunächst eine “Vorschule des Aufmerkens”, dann “Vier Texte zur Einführung”. In der Vorschule soll einem “etwas auffallen” (11), und zwar an einem Caesar-Fragment (der Leichenrede auf seine Tante Julia) aus dem Jahre 68 v.Chr., an einem griechischen Vasenbild (rotfiguriger Krater, 490/80 v.Chr., mit Zeichnung des Myson: Streit zwischen Herakles und Apollon um den Dreifuß von Delphi) sowie an einem “Horaz-Vers” (gemeint ist c. 2,10). An der Rede des jungen Caesar rühmt M. “diese zurückhaltende Strenge, diese lapidare Schlichtheit in der Wortverwendung und zugleich die lapidare Monumentalität” (13), die auf den Stil der *Commentarii* vorausweise. Belesenen Philologen mag das auffallen – Studierende pflegen für die sprachlichen Schönheiten des Helvetierkrieges wenig empfänglich zu sein. Vielleicht gelingt es bei dem Vasenbild besser: “Aufgabe: Betrachten Sie dieses Bild lange, mindestens eine Viertelstunde lang, und versuchen Sie, etwas Auffälliges zu finden.” (13). Auch nach einstündigem Brüten käme wohl niemand auf die spitzfindige (und nicht unumstrittene) “Lösung: Apoll packt nicht die drohende Keule, sondern berührt sie nur leicht von unten.” (13). Schließlich Horaz: Nach einer Ansammlung von Kommentarnotizen zur *aurea mediocritas* schließlich die Frage: “Das Mittelmaß – gilt es für Horaz allgemein? gilt es über Horaz hinaus immer?” (16). Mit der zweiten Frage geht M. eindeutig über das, was philologische Wissenschaft fragen darf, hinaus – und sicherheitshalber gibt er auch gleich die Antwort: “Immerhin: Was wäre z.B. aus der europäischen Kultur geworden ohne die Großen, die Herrscher oder die Patrizier, ohne das Streben, der Beste zu sein, im Krieg und in der Pracht?” (16). Solche unwissenschaftlichen, unkritischen Urteile mag man heute, zumal in einer Einführung für Studierende, wirklich nicht mehr lesen.

Zu Beginn des nächsten Kapitels gibt M. folgende Anweisung: “Lesen Sie ganz, ganz langsam, damit Sie beim Lesen und Nachverfolgen zugleich auch lernen.” (17). Für ein “Musterreferat” (hier am Beispiel von Cicero, *Pro Murena* 60f.) empfiehlt M. fünf Arbeitsschritte: a) Inhaltsübersicht, b) Textsicherung (eineinhalb Seiten textkritische Fachsimpelei, die Studierende auch bei ganz, ganz langsamem Lesen nicht verstehen werden), c) Sprachliche Beobachtung (v.a. semantische Einzelheiten, die in dem “Merksatz: Es ist immer in beiden Lexika, OLD und LS, nachzusehen” [22] gipfeln), d) Form und Rhythmus (Ausführungen über Prosarhythmus und Klauseltechnik, selbst für gestandene Philologen schwer verdaulich; wie gewöhnliche Studienanfänger, die Kretiker für Inselbewohner, Molosser für Hunde und Hypodochmier für eingebildete Kranke halten, durch die Analyse von B<sup>1</sup>-B<sup>2</sup>-B<sup>3</sup>-Basen und C<sup>1</sup>-C<sup>2</sup>-

C<sup>3</sup>-Klauseln die "fundamentale Erkenntnis" gewinnen sollen, "daß ... hier Funktion ... sich mit dem Streben nach Schönheit verbindet" [26], bleibt M.s Geheimnis), e) Interpretation (nur kurze Andeutung, später ausführlicher). – Im zweiten Beispiel (Caesar, BG 1,13,3-7) wird neben der Sprachbeobachtung v.a. die Textkritik in den Vordergrund gestellt und am Schluß der "Merksatz" formuliert (wieder im didaktisch wertvollen Kästchen): "Immer erst einmal das Ganze genau verstehen, bevor man ändert!" (32). Es mag sein, daß man bisweilen zu Anfängern so redet, und auch der Rez. will sich davon nicht freisprechen – aber muß man es darum auch drucken?

Nach Vorschule und Vorübungen will nun der zweite Teil ("Einzelne Grundkapitel") eine "ausführliche Methodik" (49) geben, indem – in leichter Abwandlung – die aus dem vorigen Teil bekannten Arbeitsschritte systematisch behandelt werden. Der Textkritik (hier wieder "Textsicherung" genannt) sind sieben Seiten gewidmet: Selbst wenn man den Maasschen Maßstab an Kürze und Prägnanz anlegt, dürfte es sich hierbei kaum um eine ausführliche Methodik handeln (vorbildlich etwa J. Delz, Textkritik und Editionstechnik, in: F. Graf [Hrsg.], Einleitung in die lateinische Philologie. Stuttgart-Leipzig 1997, 51-73). Hinzu kommt, daß die Textkritik für die meisten Studierenden, zumal im Grundstudium, als Arkandisziplin erscheint, deren Sinnhaftigkeit oder gar Notwendigkeit angesichts vorhandener kritischer Ausgaben nicht einsichtig ist. Erfahrungsgemäß ist Textkritik abstrakt kaum vermittelbar (schon gar nicht autodidaktisch), sondern nur in konkreter praktischer Arbeit ('learning by doing') an unedierten (also am ehesten an mittel- und neulateinischen) Texten. – Der nächste Abschnitt "Sinnstützende Metrik" bringt mehr oder weniger einleuchtende Beispiele, thematisiert aber das leidige methodische Problem, daß die Metrik zwar bisweilen den Sinn stützt, mindestens ebensooft aber nicht, gerade nicht und ist somit nur von geringem Wert.

Im dritten Abschnitt "Sprachbeobachtung" gewinnt man verstärkt den Eindruck, Philologie bestehe v.a. im methodisch korrekten Auffinden von richtigen Antworten auf Fragen, die von einem allwissenden Lehrer gestellt werden. Es wird zunächst nicht deutlich, wie dieser zu seinen Fragen kommt; liest man aber ganz, ganz langsam noch einmal, stellt sich der Verdacht ein, der klassische Stilübungsunterricht solle auf die Latinistik insgesamt extrapoliert werden. Symptomatisch ist die "Übungsfrage" in § 53: "Lesen Sie Caesar BG 2,2 und analysieren Sie die Syntax von § 5 (nennen Sie die entsprechende Seite in Kühner-Stegmann und die [evtl.] parallelen Textstellen!)" (60). Vollends verräterisch sind die Bemerkungen zum "Stil": "... wenn etwas gutes Sprechen oder Schreiben kennzeichnet, dann ist es 'Stil', Stil aber ist immer Abweichung vom gewöhnlichen, ungewaschenen und unfrisierten Gerede und Geschreibe; und deren muß es daher in guten, gepflegten Texten

so viele wie Sand am Meer geben.“ (ebd.). (Nebenbei: Soll dieser Absatz etwa ein Beispiel für ‘guten Stil’ sein?) Die Latinistik gewinnt so fast die Qualitäten des parmenideischen Seins: Sie ist eine einzige, ewige, wohlgerundete Stilübung.

Auch der vierte Abschnitt “Struktur und Bewegung” bringt keine ausführliche Methodik, sondern eine unübersichtliche Fülle von Beispielen, Aufgaben, Fragen und Antworten, die den Selbstlerner langsam zermürben dürften: “Wenn Sie dieses Schema [scil. eines Senecabriefes] ganz durchschaut haben, vertiefen Sie sich in die Details und beantworten Sie die eigentliche **Frage 57**, die aus folgenden Teilaufgaben besteht: [es folgen vier ihrerseits ziemlich komplexe Teile].“ (77). Oder in einer “Abschlußübung” zu Catull c. 27, Aufgabe c 5: “Schlagen Sie *lymphae* nach: Ist das eine geläufige Ausdrucksweise? Welche ‘Gedanken-Figur’ liegt vor (wer redet schon das Wasser an)?“ (85). – Die weiter unten zu findende “Lösung A3” lautet: “*Lympha* für Wasser im Plural zuerst bei Pacuvius in einer Tragödie (Mitte 2. Jh. v. Chr.), frg. 244 Ribbeck<sup>2</sup>; 266 Warmington (aus Gell. 2,26,13): also sehr gewählt! Und dazu noch persönlich angeredet (Rubenbauer-Hofmann a.O. Nr. 28).“ (86-87). Welcher Chalkenteros ist hier als Leser intendiert?

Der fünfte und letzte Abschnitt dieses Kapitels ist dem “Zitat in antiken Texten” gewidmet. Niemand wird nach dem Vorgehenden eine Auseinandersetzung mit ‘Intertextualität’ oder anderen modernen Scheußlichkeiten erwarten, aber wie fragwürdig ist auch nach traditionellen Methoden M.s Kästchen-“Grundsatz: Erkenne keinen Text als zitierend an, wenn nicht wörtliche oder wenigstens synonyme Entsprechungen vorliegen!” (93). Am Beispiel von Catulls c. 51 (handelt es sich nicht eher um eine Übersetzung bzw. freie Bearbeitung des berühmten Sappho-Gedichts als um ein ‘Zitat’?) soll die “Beobachtungsarbeit” illustriert werden; doch nach einer halben Seite bricht der Text ab mit dem Hinweis: “Genauerer finden Sie in § 102. Hier sollte Ihnen lediglich gezeigt werden, wie problemerefüllt ein solches Vergleichen ist; zudem sollten Sie neugierig gemacht werden auf § 102 ff.” (96). Der Rez. gesteht, daß er nicht mehr neugierig auf 26 Paragraphen und ebensoviele Seiten war.

Auch der dritte Teil “Interpretation – Gelingen und Verfehlen” läßt Böses ahnen. Die Hauptfehlerquellen beim Interpretieren, so M., seien “Hinzutun”, “Fortlassen” und “Verkehrungen”, was jeweils mit zahlreichen Beispielen illustriert wird. Vorab finden wir jedoch einen “Katalog der Bedingungen erfolgreichen Interpretierens” (101); es sei nur der erste Teil (A) zitiert: “Nichts in den Text hineinlegen, z.B. a) eine moderne Ansicht, b) eigene Assoziationen mit Antikem oder Modernem ohne deutlichste Hinweise im Text, c) Ähnlich-

keiten mit anderen Texten (außer eindeutigen), d) Symbolismen.“ (101). Man kann nur inständig hoffen, daß unsere Kollegen von den neuphilologischen Fächern diesen Katalog nicht zu Gesicht bekommen! – Wenigstens zwei Beispiele seien genannt. Zum einen erfahren wir, daß R. Reitzenstein und E. Meyer bei ihrer Interpretation des *divinus paene vir* in Cic. rep. 1,45 “den Grundsatz aus § 80 mißachtet” haben, wonach “man (A b) keine Assoziationen zu einem Text hinzutun darf, wenn der Text sie nicht erzwingt” (106). Pech für die beiden Gelehrten: Bei M. wären sie bereits durchs Proseminar gefallen. Zum anderen ein Beispiel für die Kategorie (C d) “Verkehrung ins Gegenteil” (101), woraus später gar “Verkehrung des Geschmacks” (114) wird: Es geht um das Verb *incidere* in Sen. Oed. 1051 (*siste, ne in matrem incidas*), das “in einem recht neuen Kommentar” (i.e. K. Töchterle, Lucius Annaeus Seneca, Oedipus: Kommentar, mit Einleitung, Text und Übersetzung. Heidelberg 1994, 637) im sexuellen Sinn gedeutet wird. M. macht hier, wie übrigens bei den meisten Beispielen für sog. Fehlinterpretationen, keine genaueren bibliographischen Angaben, was ja wohl methodisch indiskutabel ist; auf das moralische Naserümpfen über den “widerliche(n) Einfall” (114) folgt dann seine ‘Widerlegung’: “Wir brauchen nicht über den Verfall der Sitten, der Phantasie usw. zu lamentieren; es genügt, kühl festzustellen, ‘unbelegt’ ..., um dieses Unkraut ausjäten zu können.” (115). Ein Schluß *ex silentio* (nach der Elle des Stilübenden) genügt aber eben nicht, um eine Interpretation methodisch einwandfrei auszuhebeln. – Den vierten Teil mit den Übungen noch im einzelnen zu besprechen, dürfte sich inzwischen erübrigen.

Um ein Fazit zu ziehen: M.s “Methoden” bringen sicher viel Nützliches und Richtiges, das in der täglichen Praxis der Lehre seinen Platz haben mag. In Lehrbuchform (zupal für das Selbststudium) gebracht, stellen sich jedoch andere Anforderungen an Didaktik, Methodik, Konsequenz und nicht zuletzt Diktion. Manchmal ist es sogar besser, seine Lehre ganz ungeschrieben zu lassen.

Reinhold F. Glei  
Seminar für Klassische Philologie  
Ruhr-Universität Bochum  
D-44780 Bochum  
e-mail: reinhold.f.glei@ruhr-uni-bochum.de